

Das Paradies vor der Haustür

Ende des 19. Jahrhunderts entstand in England die Gartenstadt-Bewegung, die schnell auf Deutschland übergriff. Damals wurde auch die Berliner Tuschkasten-Siedlung geplant / Von Danuta Schmidt



Jedes Haus ist besonders: In der sogenannten Tuschkasten-Siedlung wohnt man wie auf dem Dorf – inmitten der Großstadt.

Fotos: Danuta Schmidt

In den Vorgärten sprießen Pfefferminze und Sonnenhut. Heruntergefallene Baumblüten rieseln Muster auf den Ziegelweg. Ein Fahrrad lehnt am Staketenzaun. Das aufgeschlagene Buch liegt neben der Teetasse auf dem kleinen Holztisch...

Das Leben mit viel Grün drumherum ist keine neue Erfindung der Großstädter, die Baumscheiben vor dem Haus begrünen und Tomaten im Hof ziehen. Auch wenn sich alle Medien für diese neue Art des Großstadt-Gärtnerns über Monate interessiert: Bereits Ende des 19. Jahrhunderts hatten clevere Menschen die Idee, den Arbeitern mehr Freiraum, bessere Luft und eigene Ernte zu ermöglichen. In England entstand die Gartenstadt-Bewegung und wurde schnell von Deutschland adaptiert. Der Begriff „Gartenstadt“ tauchte zu dieser Zeit bereits im Titel eines Reiseführers auf.

Vor 100 Jahren plante Bruno Taut (1880-1938) die Gartenstadt Falkenberg in Berlin-Bohnsdorf – auch bekannt als Tuschkasten-

Siedlung. Damals war der Landfleck noch ein Idyll vor den Toren der Hauptstadt. Zwar ist es mit der ländlichen Ruhe inzwischen vorbei. Doch das tut dem Reiz der Puppenstaben-Siedlung keinen Abbruch.

„Hier wird auf der Straße noch begrüßt, egal, ob man sich kennt oder nicht“, sagt Tamara Müller. Sie lebt seit zwölf Jahren in der Tuschkasten-Siedlung. Damit gehört die 51-Jährige eher zur jüngeren Generation der Bewohner, die das besondere Lebensgefühl im Südosten von Berlin mögen. Die, die den historischen und ideellen Wert dieser Gegend schätzen und gleichzeitig menschliche Werte. „Freiwillig geht hier keiner wieder weg.“

Tatsächlich liegt die Wartezeit für eine meist recht kleine Wohnung bei bis zu neun Jahren. Die Ur-Berlinerin hatte Glück, sie bekam ihre vier Wände bereits nach drei Jahren und zog mit Mann und zwei Töchtern in das nur 64 Quadratmeter große zweigeschossige Haus ein.

Die Keramikerin bemerkt seitdem auch einen Generationenwechsel. Junge Leute rücken mit Sack und

Pack nach: „Man zieht hier mit Kindern ein und wird mit dem Sarg aus dem Haus getragen.“

Ganz im Sinne der 1908 gegründeten deutschen Gartenstadgesellschaft hat die Berliner Bau- und Wohnungsgenossenschaft von 1892 in der Nähe des neuen S-Bahnhofes Grünau, am Berliner Stadtrand, gebaut. Da gab es preiswertes Land, frische Luft und jede Menge Grün. Bruno Tauts Bebauungsplan sah auf 75 Hektar am Falkenberg etwa 1500 Wohnungen für 7000 Einwohner vor. Im Kopf hatte er dabei die englischen Reihenhäuser, die in zweigeschossigen Zeilen aneinander gereiht waren.

Jedes Haus sollte eine eigene Farbe und Bezüge zum öffentlichen Raum durch Terrassen oder Veranden haben. Außen spielte Taut mit Unregelmäßigkeiten in der Anordnung und kleineren Details. Während das eine Haus über eine überdachte Veranda verfügt, besitzt das Nachbarhaus einen eigenen Hühnerstall – in der gleichen Kubatur. Die Häuser gehören zusammen und doch besitzen sie kleine, feine Unterschiede im Bau.

So entstanden damals die ersten Bebauungspläne für alle Bevölkerungsschichten: kleine Wohnungen mit Küche, Stube, Kammer im kleinen Etagenhaus oder reihenmäßige Bürgerhäuser mit fünf Zimmern. Die Wohnungen waren klar und einfach gegliedert. Der Erste Weltkrieg sowie steigende Bodenpreise machten dem Architekten allerdings einen Strich durch die Pläne. Letztendlich entstanden um den Akazienhof 34 Wohnungen, im Gartenstadtweg 93.

Es blieb eine kleine, dafür Bruno Tauts erste geplante Wohnsiedlung. Neben den Reihenhäusern des Gartenstadtweges entstanden auch ein u-förmiger Wohnhof im Akazienhof

sowie einige Mehrfamilienhäuser wie das schwarze und das blaue Haus. Unter dem Einfluss des Expressionismus verselbständigte Taut die Farbe gegenüber dem Baustoff. Auch die städtebauliche Wirkung von gemeinschaftlichem Hof oder individueller Gruppe wurde mit malerischen Mitteln unterstützt. Von konservativen Zeitgenossen, die die Tuschkastensiedlung kritisch beäugten, ließ sich der Architekt wenig beeinflussen. Auch seinen folgenden Siedlungen sah man seine Haltung gegenüber Fassadengestaltung an.

Aber nicht nur Berlin erreichte der Gartenstadt-Geist. Auch im Land Brandenburg entstanden Siedlungen, oft in der Nähe großer Werke wie die Daimler-Werksiedlung in Ludwigsfelde oder die Sied-

Ein Gebäude hat eine Veranda, ein anderes einen Hühnerstall

lung am Anger in Luckenwalde, unweit der ehemaligen Hutfabrik. Nach Kriegsende setzte die Deutsche Reichsbahn als Staatsunternehmen neue Maßstäbe mit dem Bau der Eisenbahnersiedlungen in Elstal und Paulinenhof in Frankfurt (Oder).

Während Gartenstädte wie die Hufeisensiedlung und die Siedlung Falkenberg hohen Bekanntheitsgrad haben und seit 2008 zum Weltkulturerbe der Unesco zählen, bemühen sich Denkmalpfleger und Kunsthistoriker, auch Brandenburgische Siedlungen ins öffentliche Licht zu rücken. Gerade ist im Bässler-Verlag ein Buch über Berliner und Brandenburger Gartenstädte herausgekommen. Darin finden

sich auch unbekanntere Objekte wie die Bahnhofssiedlung Erkner, die Gartenstadt Plau in Brandenburg an der Havel und die Vegetarische Obstbau-Kolonie Eden in Oranienburg.

Diese hatten 18 Lebensreformer fast zeitgleich zu Bruno Tauts Planungen 1893 in einem vegetarischen Restaurant in Berlin-Tiergarten gegründet. Sie wollten „einen Garten Eden schaffen“, wie es in der Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum 1993 heißt. Sie kauften 40 Hektar kargen Sandboden und verwandelten die Ödnis in wenigen Jahren in ein blühendes Paradies. Neben Einfamilienhäusern errichtete man Werkstätten und andere wirtschaftliche Nutzbauten. Die Wege wurden nicht gepflastert, der Siedlungscharakter sollte erhalten bleiben. Die Grundstücke wurden von Hecken eingefasst. Damit schaffte man Sichtschutz für ein individuelles Familienleben, Schutz vor Bodenerosion und extremen Temperaturschwankungen. Säfte, Konfitüren und Frischobst aus dieser Siedlung wurden berühmt.

Heute arbeiten auf dem Gelände, dessen Häuser teilweise unter Denkmalschutz stehen und 2006 saniert wurden, Künstler wie der Metallgestalter Olaf Hannemann, es gibt eine Buchhandlung, einen nach Ökostandards errichteten Kindergarten sowie ein Café. Die Obstbau-Tradition kultiviert eine kleine Firma, der Edener Apfelkräutergarten. Neuerdings gehören auch eine sogenannte Apfeldemonstrationsanlage mit Kräutergarten, Baumschule und Garten der Heilkulturen zum Areal. Im nächsten Jahr wird die Gartenstadt 120 Jahre alt.

Friedrich Wolff: „Gartenstädte in und um Berlin“, Bäßler, Berlin 2012, 160 Seiten, 21,80 Euro

„Alles ist Garten“

Bestseller-Autor Wladimir Kaminer findet im Grünen wieder ins Gleichgewicht / Von Miriam Schmidt

Das rostige Metalltor schwingt leise auf und öffnet den Weg in eine andere Welt. Vögel zwitschern, rechts und links wächst, grünt und blüht es. Menschen sitzen in den Gartenparzellen in ihren Liegestühlen oder arbeiten in den Blumen- und Gemüsebeeten. Nur wenige hundert Meter entfernt hupen Autos und es staut sich der Verkehr. Das scheint von diesem Ort weit weg. Vier Jahre lang hatte der Schriftsteller Wladimir Kaminer („Russendisko“) mit seiner Frau Olga hier einen Kleingarten gepachtet, mitten in Berlin.

Vor einiger Zeit gab seine Familie den Kleingarten auf. „Wir hatten Probleme mit spontaner Vegetation“, sagt der 45 Jahre alte Kaminer. Seine grünen Augen blitzen. „Mir gefällt dieser Ausdruck sehr.“ Jetzt wird im Landgarten am See in Brandenburg gegärtnert. „Der ist zehnmal größer als ein Schrebergarten und passt viel mehr in die Natur.“ So oft es geht, fährt Kaminer dorthin und pflanzt neue Bäume. „Unser Garten wird, glaube ich, irgendwann mal ein Wald“, sagt er. „Aber wir machen uns keine große Mühe. Wir gießen nur, das ist sehr wichtig, und wir versuchen, Pflanzen vor Ameisen zu retten.“

Seine Lieblingspflanze? Zuletzt war es der Aronstab

Kaminers Lieblingspflanzen wechseln oft – zuletzt war es der Aronstab. Doch die Begeisterung dafür hielt nicht lange. „Ich habe, zugegeben, ziemlich viele gekauft davon, gleich ein Dutzend, und die sind bei mir alle eingegangen im Garten“, erzählt er. Danach kaufte er zwei Winterkirschen, die schon Früchte tragen. „Aber die kann man nicht essen“, sagt Kaminer. „Die kann man sich eigentlich gar nicht richtig ansehen, ohne Mitleid zu bekommen.“

Der Schriftsteller, der seit mehr als 20 Jahren in Berlin lebt, ist gerade zu Besuch im Schrebergarten eines Freundes in seiner ehemaligen Kleingartenkolonie. Er trägt Flip-Flops, Shorts und T-Shirt. Kaminer sitzt auf einem Holzklappstuhl, die Beine übereinandergeschlagen. Um ihn herum wachsen Rosen und Erdbeeren, er isst die roten Früchte direkt vom Strauch.

„Für mich sind diese Garten-Ausflüge im Grunde genommen wichtig, um wieder das



Gartenmensch: der Berliner Autor Wladimir Kaminer Foto: dpa

Gleichgewicht zu finden“, berichtet er. „In der Großstadt vergisst man sich selbst sehr schnell. Erst in der Stille findet man sich wieder als etwas total Unwichtiges, Kleines. Und diese Verkleinerung macht einen Frieden.“

Im neuen Landgarten hat jedes Familienmitglied sein eigenes Gewächs, der 13 Jahre alte Sohn entschied sich zum Beispiel für Meerrettich. Kaminers Frau ist begeisterte Gärtnerin und gießt die Pflanzen. „Die Männer, die projektieren nur, sie entwerfen, sie träumen. Männer sind Visionäre, die Frauen sind die Macherinnen im Garten“, stellt Kaminer fest.

Während Kaminers Kindheit hatte seine Familie keinen Garten. „Ich war überhaupt nicht in der Natur, ich war ein Großstadtkind. In einer kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung, Mama, Papa, Kind, Katze, da war nichts mit Garten“, erzählt der in Moskau geborene Künstler. „Nur einmal im Jahr wurden wir als Studenten zu den Kartoffelfeldern geschickt, wo wir die landwirtschaftliche Hilfe leisteten.“

Auf sein Buch „Mein Leben im Schrebergarten“ wird Kaminer noch immer häufig angesprochen und zu Gartenkongressen eingeladen. Es erschien 2007 und erzählt von seiner Zeit bei den Berliner Laubenpiepern. Momentan arbeitet der Schriftsteller an einem neuen Werk. Es soll im nächsten Jahr erscheinen und handelt auch von Gärten. Seine These: „Alles ist Garten. Jede Straße ist ein veränderter Garten, ein asphaltierter, ein nicht zustande gekommener Garten.“ Dieses Thema erscheint ihm zur Zeit unendlich. „Ich stecke in Kapitel vier, und ganz egal, was ich schreibe, es passt immer zum Thema Garten.“

Die Lust der Deutschen aufs Gärtnern hängt für Kaminer mit der Suche nach einem Lebensprojekt zusammen. „Man will doch etwas aus seinem Leben machen, etwas Schönes, etwas Nützliches.“ Ein Garten biete die Chance, beides zu verbinden. „Es passt wunderbar zu einer Vision über ein besseres, gesünderes Leben, ein Leben an der frischen Luft, in der Natur.“



„Freiwillig geht hier keiner weg“: Tamara Müller wohnt seit zwölf Jahren in der Gartenstadt Falkenberg.

Wabe als Wohnung

Baumhauserberge bietet naturnahes Urlauben / Von Grit Büttner

Mit Hammer und Säge haben Handwerker die letzten Bretter hoch oben zwischen den Bäumen eingepasst. Herbergsmutter Rita Streif bezieht die letzten Betten. Dann können die Gäste in Beckerwitz an der Wismarbuch ein ganz neues Wohngefühl erleben: Sie übernachten in Norddeutschlands erstem Baumhausdorf in bienenwabeförmigen Holzhütten.

Ein großes Erlebnis sei so eine Nacht direkt in der Natur, meint die Herbergsmutter. „Ein Wabenhäuschen bietet viel Freiheit, ein bisschen Abenteuer und zugleich einen Rückzugsraum für Familien.“ Die Beckerwitzer Bienewaben, eine Erweiterung des alten 100-Betten-Hauses nahe der Hansestadt Wismar, sollen fri-

schenden Wind in das gut 100 Jahre alte Jugendherbergswerk an der Ostsee bringen, wie Sprecherin Kathrin Röder sagt. „Wir hoffen insgesamt auf einen Imagegewinn und mehr Zulauf.“

Angelockt werden sollen vor allem Familien, die sich bislang wenig vom Jugendherbergsgedanken angesprochen fühlen. „Nicht jeder mag Doppelstockbetten und Sechser-Quartiere.“ Pärchen mit Kindern seien gern mal unter sich, nur für Essen und Freizeit suchten sie Geselligkeit – die Idee der Wohnwaben war geboren, wie Architektin Stefanie Henneke vom Studio Nordost Wismar erklärt.

Helle Kiefer und freundliche Lärche dominieren die spartanischen Domizile mit Bienenumgebung. Jedes der Häuschen besteht aus vier übereinander gestapelten sechs-

eckigen Räumen – einer offenen Wabe als Terrasse sowie drei geschlossenen Wohn- und Schlafstuben. Sechs Plätze bietet so eine Hütte für Ferien „in den eigenen vier Waben“. Sogar ein Doppelbett – sonst unüblich in Jugendherbergen – sei dabei, betont Henneke. „Puristisch“ gestaltet bieten die Holzhäuser weder Schrank noch Fernseher, wie sie sagt. Dafür gewähren große Fenster eine freie Sicht auf Bäume und wogende Felder – aus der Bienenperspektive sozusagen.

„Jugendherbergen sind längst nicht mehr so verstaubt, wie viele uns noch aus ihrer eigenen Schulzeit kennen“, betont Verbands-sprecherin Röder. Angesichts des demografischen Wandels wollten die Herbergen in Mecklenburg-Vorpommern zunehmend auch ältere



Ungewöhnlich: Architektin Stefanie Henneke und Hannes sitzen in einem im Ausbau befindlichen Schlafraum einer Wohnwabe. Foto: dpa

rem Publikum mit höheren Ansprüchen gerecht werden. Bereits jetzt stellen Familien mit 30 Prozent vor Schulklassen, Vereinen und Einzelreisenden die größte Gästezahl in den 28 Jugendher-

bergen zwischen Elbe, Oder und Ostseeküste, erklärt sie. Zugleich lag die Auslastung der 3400 Herbergbetten mit knapp einer halben Million Übernachtungen im letzten Jahr bei nur gut 40 Prozent.